



dot
books

PHILIPPA CARR

Der schwarze Schwan

Roman

den größten Staatsmännern, die dieses Land je gekannt hat, aber jetzt läßt er sich allmählich von Marotten beherrschen. Man erinnere nur an seinen Kreuzzug zur Errettung gefallener Frauen.«

Das war mir bekannt. Ich hatte Gespräche darüber verfolgt, wie Mr. Gladstone des Nachts um Piccadilly und in Soho umherzuschlendern pflegte, auf den Tummelplätzen der Prostituierten also. Wenn er angesprochen wurde – was jedem Mann, der hier herumbummelte, passieren mußte –, stellte er der jungen Frau ein paar Fragen, wobei er bewußt einen moralisierenden Ton vermied, sprach ihr seine Sympathie aus und lud sie in sein Haus ein. Die Frauen, die ihn dorthin begleiteten, mußte es verblüffen, dort von einer freundlichen Mrs. Gladstone mit einem Abendessen und guten Ratschlägen empfangen zu werden. Mrs. Gladstone hatte sich ganz dem Versuch ihres Mannes, diese gefallenen Mädchen wieder auf den rechten Pfad zu bringen, angeschlossen.

Über vierzig Jahre lang hatte er, wenn möglich, eine Nacht pro Woche seiner selbstgestellten Aufgabe gewidmet.

»Natürlich hat er sich immer von anderen Männern unterschieden«, meinte mein Vater. »Er überragt die meisten bei weitem. Er verfolgt beharrlich eine Idee. Und es kommt ihm nicht in den Sinn, daß er sich dadurch schaden könnte. Er muß einfach nach seinen Überzeugungen handeln. Und genau wie bei seinen Errettungsversuchen von Straßenmädchen ist er jetzt fest entschlossen, den Iren das Selbstbestimmungsrecht zu geben. Der Umgang mit Dirnen hätte leicht seine Karriere zerstören können. Tatsächlich ließen sich gewisse Gerüchte über die Lauterkeit seiner Absichten nicht vermeiden. Doch die hat er mit einem Achselzucken abgetan. Er spürte eine innere Berufung und ließ sich keineswegs davon abbringen. In mancherlei Hinsicht ist er weit davon entfernt, sich wie ein gewöhnlicher Mensch zu verhalten.«

»Er glaubt felsenfest an das Selbstbestimmungsrecht Irlands,« sagte ich. »So wie du zu erkennen beginnst, daß es nicht die richtige Lösung ist. Seine Überzeugung könnte ihn zu Fall bringen. Und doch wird er nicht nachgeben.«

»Ich habe Angst vor einem Bürgerkrieg. Er vergißt, daß viele, insbesondere in Nordirland, die Autonomie nicht wollen. Er wird noch gestürzt, wenn er so weitermacht.«

»In gewisser Weise ähnelt er einem Heiligen. Ungeachtet der Folgen für ihn muß er das tun, was er für richtig hält.«

Meinem Vater wurde zunehmend klarer, daß er diesmal nicht mit Gladstone konform gehen konnte. Schließlich traf er seine Entscheidung. Sie sollte sich als tödlich für ihn erweisen.

Sein Gewissen siegte.

Als erstes brachte er auf einer Versammlung seinen Widerstand gegen die Gesetzesvorlage zum Ausdruck. Wie bei seinen Reden üblich, berichteten alle Zeitungen darüber. Als beeindruckender, geistreicher Redner war er mit großer Ausstrahlung gesegnet und zog im Nu die Aufmerksamkeit auf sich. Seine ein wenig überschattete Vergangenheit und die Tatsache, daß er deswegen eine einzigartige Gelegenheit verpaßt hatte, machten ihn nur um so interessanter. Darüber hinaus war er immer für prägnante Zitate gut.

Am Tag nach dieser Rede beherrschte sein Name alle Schlagzeilen.

LANSDON SPRICHT SICH GEGEN GESETZESVORLAGE AUS. GLADSTONES GEFOLGSMANN VOLLFÜHRT SCHWENK NACH RECHTS. JUBEL BEI DEN KONSERVATIVEN.

Ich suchte ihn in seinem Arbeitszimmer auf, wo er gerade die Zeitungen las. »Du hast es also getan«, sagte ich.

»Ich habe es für richtig gehalten.« Er wirkte erleichtert.

Es folgte eine Zeit der Anspannung und Aufregungen. Wir verfolgten den Verlauf der Gesetzesvorlage im Unterhaus. Sie passierte alle Hürden, wenngleich – wie mein Vater mir gegenüber betonte – nur mit hauchdünner Mehrheit.

Dann wurde sie vom Oberhaus abgelehnt.

Dicke schwarze Schlagzeilen glotzten uns von allen Zeitungen entgegen. Sie hatten alle nur ein Thema: die Gesetzesvorlage und Gladstones Niederlage. In etlichen Kolumnen wurde betont, daß der deutliche Widerstand meines Vaters entscheidend zur Ablehnung der Vorlage beigetragen hatte.

Die Spannung stieg. Mein Vater gestand mir, daß er sich jegliche Chance auf einen Ministerposten verscherzt hatte.

Gladstone war verbittert. Er wollte Neuwahlen ausrufen und den Gang an die Urnen unter das Motto ›Das Land gegen die Lords‹ stellen.

»Der alte Herr merkt nicht, daß den Leuten das Thema zum Hals heraushängt. Er meint, daß allen die Irlandfrage so sehr wie ihm auf den Nägeln brennt.«

»Und wie ist sein Verhältnis zu dir?« fragte ich.

»Ich habe ihn schwer enttäuscht, auch verletzt. Ich wünschte, ich könnte mich ihm verständlich machen. Er schaut dieser Tage wirklich alt und müde aus.«

»Was wirst du nun tun?«

Er schaute mich achselzuckend an, eines der wenigen Male, daß ich ihn verunsichert sah.

Dann antwortete er: »Zunächst einmal weitermachen.

Anderer Ansicht als der Premierminister zu sein heißt nicht, mein Mandat für Manorleigh zu verlieren.«

»Willst du denn die Politik bald an den Nagel hängen?«

»Mit Sicherheit nicht! Eine Niederlage hinnehmen? Gewiß nicht, und ich werde auch nicht mit meinen Ansichten hinterm Busch halten.«

»Sollten das denn nicht alle Abgeordneten tun?«

»Schon, aber manchmal stehen die eigenen Überzeugungen mit denen der Partei nicht im Einklang. Dann muß man eine Entscheidung treffen.«

»Wie du.«

Ich spürte, daß ich damals ihm nahe sein wollte, ständig in Bereitschaft, falls er mit mir sprechen wollte. Und er wollte sich in der Tat mit mir unterhalten, offener denn je und nicht nur über Politik.

Und so nahte jener Abend, als ich ihn nach der Parlamentssitzung zu Hause erwartete.

Wie üblich hatte ich in seinem Arbeitszimmer das Abendessen vorbereitet. Die Suppe

brauchte nur mehr auf dem kleinen Ofen erhitzt zu werden, dazu gab es kaltes Huhn und hausgemachtes knuspriges Brot.

Es wurde immer später, schon fast zehn Uhr. Ich fragte mich, was sich wohl gerade im Unterhaus zutrug. Einige seiner Parteifreunde waren wohl nicht sehr erfreut über ihn. Aber er hatte richtig entschieden, beruhigte ich mich. Man muß gemäß seinen Überzeugungen handeln, selbst wenn es sich gegen die Linie der eigenen Partei richtet. Das Parlament war schließlich der Ort für Diskussionen. Das mußte man doch verstehen.

Ich versuchte, es mir mit einem Buch gemütlich zu machen. Dann kam mir Joel in den Sinn, und ich fragte mich, was er gerade tat. Wie lange die Unternehmung wohl dauerte? Mindestens sechs Wochen nach seiner Ankunft. Bis zu seiner Rückkehr würde noch einige Zeit vergehen.

Die Zeit verstrich zäh. Fast elf Uhr. Bisweilen tagte das Unterhaus bis in die frühen Morgenstunden. Wenn er bis halb zwölf nicht da war, würde ich schlafen gehen. Das hatten wir so abgemacht. Wenn er so spät das Parlament verließ, übernachtete er immer bei den Greenhams. Aber noch blieb eine halbe Stunde.

Ich trat ans Fenster und schaute hinaus. Draußen blies ein heftiger Wind. Er hatte die Bäume weitgehend entlaubt. Auf dem Bürgersteig auf der anderen Straßenseite lagen welke Blätter. Sie stammten aus der für die Anwohner des Platzes bestimmten Grünanlage.

Ich bemerkte einen Mann am Geländer der Grünanlage. Er trug einen Umhang und einen Klappzylinder. Er machte ein paar Schritte nach rechts, dann drehte er sich um und ging in die entgegengesetzte Richtung. Schließlich blieb er stehen und schaute die Straße hinauf.

Dank der Straßenlaterne in der Nähe konnte ich ihn recht gut sehen. Und während ich so stand, hörte ich eine Kutsche daherkommen.

Das mußte mein Vater sein. Ich schaute hinunter, in der Erwartung, sie verlangsamen ihr Tempo und mein Vater steige aus. Aber sie fuhr geradewegs am Haus vorbei.

Enttäuscht verweilte ich am Fenster. Dann bemerkte ich, daß der Mann an den Bordstein getreten war. Die Hand in der Umhängetasche vergraben, starrte er der Droschke nach. Merkwürdigerweise glaubte ich an ihm eine Wut der Enttäuschung zu erahnen. Dies würde bedeuten, daß auch ihn das Vorbeifahren der Kutsche entmutigt hatte.

Während ich mich über sein seltsames Verhalten wunderte und mich nach dem Grund seines Wartens fragte, fegte ihm ein Windstoß den Hut vom Kopf und über das Straßenpflaster bis unter die Laterne.

Ein paar Sekunden lang schaute ich ihm voll ins Gesicht. Ich bemerkte sofort, daß ihm das dunkle Haar ziemlich weit in die Stirn mündete. Auf seiner linken Wange zeichnete sich ein weißes Mal ab, das wie eine Narbe ausschaute.

Dann jagte er seinem Hut hinterher. Er ergatterte ihn wieder und knallte ihn sich auf den Kopf.

Mittlerweile hatte er meine Neugierde geweckt. Ich fragte mich, ob er hier die ganze Nacht ausharren wolle. Er wartete doch sicher auf jemanden. Doch auf wen?

Ich ging wieder zu meinem Buch und versuchte noch ein wenig zu lesen. Bald mußte ich gähnen. Mein Vater würde jetzt nicht mehr kommen. Offensichtlich übernachtete er bei den Greenhams. Die Debatte mußte sich lange hingezogen haben.

Ich ging in mein Zimmer. Aber ehe ich mich schlafen legte, schaute ich noch einmal auf den Platz hinunter.

Der Mann war verschwunden.

Mein Vater kam gegen elf Uhr am nächsten Vormittag heim.

»Die Debatte hat sehr lange gedauert«, meinte ich.

»Ja, bis um eins.«

»Wie geht es den Greenhams?«

»Sie sind ganz begeistert von Joel. Sie reden von gar nichts anderem mehr.«

»Wie lange, schätzt du, dauert es, bis er wieder kommt?«

»Da unten wird er wohl so an die sechs Wochen bleiben, und dann muß man natürlich noch die Hin- und Rückreise einberechnen. Ich muß sagen, die Gastfreundschaft der Greenhams kommt mir sehr gelegen. Vom Parlament aus geht man zu ihnen nur fünf Minuten. Und es ist immer jemand auf, der mich hereinläßt. Mein Zimmer ist auch immer frisch gerichtet. Ich glaube, Sir John will einfach den Debattenverlauf des vorangegangenen Abends erfahren. Er plaudert morgens immer so gerne.«

»Ich nehme an, Bates könnte dich nach Hause fahren.«

Bates, unser Kutscher, brachte meinen Vater zum Unterhaus, aber für den Heimweg nahm sich Vater wegen des ungewissen Sitzungsendes immer eine Droschke.

»Das geht nicht«, meinte er jetzt. »Unter Umständen müßte Bates die ganze Nacht warten. Nein. Es ist ein ausgesprochener Glücksfall, daß Freunde so nah am Unterhaus wohnen. Unsere Übereinkunft hat sich bestens eingespield. Wahrscheinlich wären sie gekränkt, wenn ich davon keinen Gebrauch mehr machte.«

»Muß du heute Nachmittag wieder ins Parlament?«

»Gewiß doch.«

»Wird es wieder so spät?«

»Das läßt sich schwer sagen. Aber nach vergangener Nacht dürften wohl alle noch etwas erschöpft sein. Zur Zeit ist allerdings ganz schön viel los. Ich glaube kaum, daß sich die Regierung noch lange halten kann. Salisbury steht schon in den Startlöchern, und diese Schlappe, die uns die Lords mit der Ablehnung der Gesetzesvorlage ...«

Ich schwieg, weil ich seinen Anteil an der Niederlage nicht hervorheben wollte.

Am Nachmittag war er zum Aufbruch bereit.

»Ich glaube kaum, daß es heute wieder spät wird«, sagte er, »aber richte mir doch für alle Fälle ein Abendessen.«

»Gern.«

In der Halle half ich ihm in den Mantel und schlang ihm den weißen Seidenschal um den Hals. »Den brauchst bei diesem schneidenden Wind.«

Mit einem nachsichtigen Lächeln gab er vor, sich über meine Fürsorglichkeit zu mokieren. Aber ich wußte, daß er sie insgeheim schätzte.

Bates hatte die Kutsche schon von den Stallungen geholt und erwartete ihn. Das Pferd scharrte ungeduldig mit den Hufen.

Ich begleitete ihn die vier Stufen hinunter bis zur Kutsche. Beim Einsteigen wandte er

sich lächelnd zu mir um. Da geschah es. Ich hörte den lauten Knall. Ich sah den erstaunten Gesichtsausdruck meines Vaters. Das Blut spritzte ihm über den Mantel, besudelte den weißen Seidenschal, den ich ihm vor wenigen Augenblicken umgebunden hatte.

Dann sah ich den Mann da stehen ... mit der Waffe in der Hand.

Mein Vater schwankte auf mich zu. Ich streckte die Hände aus und stützte ihn, als er langsam niedersank.

Ich kniete mich neben ihn und schaute mich hilflos um. Ich war wie betäubt.

Mit einem schnellen Blick auf den Mann erkannte ich in ihm den wartenden Fremden der vergangenen Nacht, obwohl er jetzt andere Kleidung trug. Statt des Umhangs und Zylinders hatte er eine Stoffmütze an, die er sich bis in die Augen heruntergezogen hatte. Eine Sekunde lang schauten wir einander an. Sein Haaransatz war nicht zu sehen. Aber ich erkannte die Narbe auf seiner linken Wange wieder. Unwillkürlich wurde mir klar, daß ebendieser Mann auf der anderen Straßenseite gestanden hatte. Gestern Nacht hatte er also schon meinem Vater aufgelauert, um das zu tun, was er heute verbrochen hatte.

Er drehte sich um und rannte davon.

Menschen überall um uns herum riefen durcheinander. Bates kniete neben meinem Vater, und die Dienerschaft stürzte aus dem Haus.

Es war wie ein Alptraum ... nur grauenhaft echt. Eine entsetzliche Furcht hatte sich meiner bemächtigt. Ich könnte ihn womöglich nie mehr mit einem Abendessen erwarten ... mich nie mehr mit ihm über seine Ziele unterhalten.

Ich hatte mich noch nie so verlassen und unglücklich gefühlt.

Meine Erinnerungen an jene Zeit suchen mich wie ein schlimmer Traum immer wieder heim – überschattet von einem fürchterlichen Verlustgefühl. Ich merkte, wie ich mich an die Vergangenheit zu klammern versuchte, indem ich mir einredete, daß es nicht wirklich geschehen war. Aber es war doch passiert.

Celeste war an meiner Seite und klammerte sich an mich. Sie war ebenso verstört wie ich.

Man brachte ihn ins Krankenhaus. Celeste und ich fuhren mit. Wir saßen nebeneinander, hielten uns an den Händen und warteten.

Ich wußte wohl von vornherein, daß keine Hoffnung bestand. Der Schuß hatte ihn ins Herz getroffen. Als wir mit ihm das Krankenhaus erreichten, war er schon tot.

Celeste, dessen bin ich mir gewiß, fand einen Hauch von Trost, indem sie sich um mich kümmerte. Ich war im entscheidenden Augenblick dabeigewesen, ich hatte alles mitangesehen. Kein Wunder, daß ich einen Schock erlitten hatte.

Man fuhr mich wieder nach Hause. Dort herrschte eine Atmosphäre des Schweigens. Unser Haus erschien mir ganz fremd. Das Personal sagte keinen Ton. Die Spannung war überall zu spüren.

Man gab mir etwas zu trinken und brachte mich zu Bett. Nach einer Weile glitt ich in einen segensreichen Zustand des Vergessens.

Aber bald schon erwachte ich wieder. Meine Schonfrist hatte nur kurze Zeit gewährt; der Alptraum dauerte fort.

Ich erkannte bald, daß mir in dieser Tragödie eine wichtige Rolle beschieden war. Dann schließlich war ich bei meinem Vater gewesen, als es passierte. Ich war diejenige, mit der